

# DIE FACKEL

Nr. 201

WIEN, 19. APRIL 1906

VIII. JAHR

## Ein Brief

Von den vielen Zuschriften, die die 'Fackel' neulich erhielt, verdient eine den Lesern mitgeteilt zu werden, weil sie in mutigem und eigenartigem Ausdruck der österreichischen Erbitterung zeigt, wie drückend die eigenen Stützen — der Verfasser ist Staatsbeamter — den Bau empfinden:

Wien, den 5. April 1906

Werter Herr Kraus!

Zur Nummer 200 Ihrer 'Fackel' die innigsten Glückwünsche! Just in dieser bewiesen Sie wieder, daß göttlicher Zorn, achilleischer Grimm zur Waffe, die er im Kampfe für neue Rechtsgüter schmiedet, schon im reinen *Gefühl* auch den besten, weil einfachsten »Stil« fand!

Wahrster Anteilnahme derer aber sind Sie sicher, die selbst unter all diesen Übeln leiden, doch nicht die Kraft, nicht den Mut finden, ihre einsame Klage in eine weithinschallende Anklage zu wandeln; die sich genug daran zu mühen haben, den Ekel vor dieser Zeit stündlich niederzukämpfen, ehe er sich zum Überdruß am Leben selbst steigere!

Gehen wir einmal keck daran, den großen Gewalten unserer Tage statt der alten toten Attribute die ewig lebendigen sexualen Kennzeichen aufzuprägen und einzubrennen:

Der Stiefvater Staat, mit der §§—Peitsche, ein alter, impotenter Sadist, einer der ärgsten »Kinderfreunde«! Sind wir aber trotz ihm Männer geworden, mißhandelt er uns mit größter Wollust — als Soldaten. Und wenn er uns dann entlassen muß, weiß er sich noch genug Mittel, uns zu schlagen, zu schrauben, mit und außer den »Staatsgrundgesetzen« stumm, blind, taub und lahm zu machen!

Die Presse — die Großmacht mit dem Krönungsmantel aus Lumpenpapier — eine durchseuchte Dirne, die nur mehr in die ekstatischen Verzückungen der Masochistin gerät, wenn ihre jüngere Schwester, die eselohrige, hundertäugige, tausendzüngige Sensation, sie coram publico blau prügelt!

Und dann sie, die Mutter! Nach Satanskult und Märtyrer—Nekrophilie erschöpft, kindisch lallend, zum Ursprung ihres Seins zurückgekehrt, hält sie in den erstarrten Händen den Fetisch!

Und bei diesen Perversitäten wundert man sich über die kleinen persönlichen »Irrungen« des »Individuums«! — Die Väter entarteter Söhne und Töchter jubeln: Gott, ich danke dir, daß ich nicht bin, wie dieser Zöllner da! und wissen, wohl kaum, welcher Same aus ihren verderbten Lenden aufgegangen!

Mein Weltekel weicht diabolischem Behagen, wenn ich, unter »Normalen« sitzend, mit »Normalien« gefüttert, mir es ausdenke: In jener Zeit wird der schlechteste und dümmste Wucherer, der Staat, bankrott; in jenem Jahr wird die schlaueste der Seelenhändlerinnen Konkurs ansagen und alle Konkurrenzfirmen mitreißen; und dann — ach, wann? — wird die feige, feile Presse unter gräßlichen Flüchen im Schlamm ihrer Gemeinheit versinken!

*Fackeln zum Feuer, Fackeln zum Feste!*

Während der gestrigen Lektüre Emersons mußte ich bei dem folgenden Satze Ihrer gedenken:

»Ehre dem, dessen Leben ein beständiger Sieg ist; dem, der infolge geheimer Sympathie mit dem Wesentlichen und Unsichtbaren die Stütze in seiner Arbeit findet, anstatt im Lob; dem, der nicht glänzt und es auch gar nicht begehrt. Mit offenen Augen erwählt er die Sittlichkeit, die die Sittlichen empört, die Religion, die zu verbrennen und auszurotten die Kirchen ihre Streitigkeiten unterbrechen; denn die höchste Sittlichkeit ist immer gegen das Gesetz«.

(The Conduct of Life, VI.)  
Ihr dankbarer

...  
k. k. Staatsbeamter  
(folgt Adresse).



## Das Problem der Provinz

Die Menschen in der Kleinstadt, ohne Zweifel, — leiden.

Diese Städte, bisweilen mit größerer Einwohnerzahl, als das klassische Athen sich ihrer rühmen konnte, durch alle Verkehrsmittel untereinander und mit den großen Zentren der Welt verknüpft, mit einem ununterbrochenen Strom von Nachrichten versorgt, von Telegraphiefäden durchspannen, von lachenden Gärten umfriedet, mit den köstlichen Vorbedingungen des Wohlbehagens und der geistigen Selbstvertiefung ausgestattet, und dennoch ihres Friedens nicht froh, ohne Leidenschaft und Schwungkraft, voll seltsamer Trauer liegen sie in ihren schönen grünen Tälern. Man sollte meinen, daß die behagliche Ruhe gleich einem Palmenhaus ihre edlen Gewächse ausblühen ließe; daß die Menschlichkeit sich dort intensiver und lustvoller genießen müßte, wo sie in begrenzten Bezirken, in durchsichtigen Verhältnissen sich leicht durchschaut und alle Beziehungen dazu bestimmt erscheinen, sich zu vertiefen, zu verinnigen; sollte meinen, daß, abgelegen vom nervenaufzehrenden Verkehr die innere Sammlung gerade die Voraussetzung höherer und reinerer Leistungen bildete, daß nicht nur ein größeres Bedürfnis, sondern auch ein größeres Vermögen zum geistigen Austausch den Verkehr veredelte, verklärte.

Im Gegenteil ist es eine Tatsache, daß die Provinz in den Lebensformen, Manieren, in den Dingen des Geschmacks, aber auch in der höheren Produktivität mit den großen Zentren nicht wetteifern kann; daß es — zu unseren Zeiten — keiner Kleinstadt mehr gelingen kann, die geistige Führung an sich zu

reißen oder zur Beachtung zu gelangen. Wie soll man es erklären, daß künstlerische und literarische Schöpfungen, sobald sie von einem Provinzort von Stapel gehen, nicht nur ihren Weg nicht machen, sondern der Geburtsort sich geradezu als eine Verrammelung der Karriere erweist und trotz allen Schlagworten von Bodenständigkeit, Erdgeruch, Heimatkunst jenes Mißtrauen nicht zu besiegen ist, sei es nun gerecht oder ungerecht? Im Grunde genommen beweisen diese periodisch sich wiederholenden »Entdeckungen der Provinz« nur die große heimliche Verwunderung ob des Rätsels, daß diesem gewaltigen Reservoir der Nation die gebührende Fruchtbarkeit nicht zu entlocken ist. Und fühlt der Bewohner der Kleinstadt sich nicht beengt, eigentlich abgeschnitten? Wunderlich genug, daß sich die Menschen dort am wenigsten genügen, wo sie einander am ungestörtesten gehören; es ist fast ein Argument für den Pessimismus; es sei denn, wir müßten annehmen, daß ihnen dort irgend ein Aroma, ein Zauber unbewußt mangelt, ein Ingrediens, dessen sie bedürfen, um einander schmackhaft zu sein.

Auf der anderen Seite die Springbrunnenstädte, deren Pflaster bebrauscht, wo die Gedanken aus dem Boden wuchern, wie das Naphta, das auf den gesegneten Stätten unter elementarem Druck aus dem Erdinnern an die Oberfläche drängt, der Strom des Geistes in tausend Wasserfällen donnert! Ein Paris, dessen stupende Fruchtbarkeit allstündlich in Flammen ausbricht oder das erhabene London, wo die gigantischen Worte aufeinanderprallen und das Rasseln der Millionen aus Ohr schlägt; jene wundersamen Zentren, deren Boden in Lüsternheit zittert und den darauf Tretenden gleich einer elektrischen Platte mit Spannung ladet.

Unsere Kulturstimmung hängt offenbar von lokalen Imponderabilien ab. Darin steckt irgend ein Geheimnis, eine Neuheit, die wir mit vergangenen Zeiten nicht teilen. Und die Provinz leidet! Verfolgen wir dieses geheime Siechtum, so nehmen wir wahr, daß die großen Handelsemporien davon offenbar verschont sind. Hafentplätze, Seestädte, Börsenplätze — ein Venedig, Neapel, Hamburg, sind immun. An den Piloten der Lagunen zerschellt das Gespenst. Auch Marienbad, Karlsbad, St. Moriz, Nizza haben davon keinen Hauch. Die Sommerlustorte, wie klein auch die Einwohnerzahl sei, tragen niemals die Spuren dieses Leidens.

Ja, das Charakteristische dieser Lustorte liegt darin, daß sich von dort aus eine neue Renaissance ausbreitet, kein Zweifel, eine große Renaissance des Körpers. Der Leibesstolz, die Ritterlichkeit haben sich im Widerstreit zur Nerven— und Papierkultur aus den Saturnalien der geplagten Menschheit entwickelt, haben an Ausdehnung und Bedeutung zugenommen, die Farbenfreude ist sieghaft erwacht — die Sommer— und Sonnenkultur triumphiert!

Wir haben Sommer— und Winterfarben, Sommer— und Winterfreunde, Sommer— und Winterauffassung und unzweifelhaft neuestens auch eine Sommer— und Winterwertung.

Sport, Farbenrausch, Herrenmenschen und Frauenflora und das Theater bezeichnen die Pflanzstätten der neuen Renaissance, und die Zeit naht mit Riesenschritten, wo wir unsere ganze Jahreseinteilung vom Sommer aus organisieren worden.

Wir erkennen aber gleichzeitig — nicht ohne Schrecken —, daß die Kultur und das Geistesleben in der Neuzeit überall an die Zentralisation von großen materiellen Gütern gebunden sind. Dies war sicherlich nicht zu allen Zeiten in solchem Maße der Fall. Die magnetische Anziehungskraft, gemäß deren sich die Kulturwerte an den Stapelplätzen der materiellen Güter ringartig ansetzen, die wachsende Schwierigkeit, abseits von diesen Sammelstellen die Kulturstimmung zu bewahren, Glanz und Reichtum als Voraussetzung

geistigen Wirkens — das sind Erscheinungen, die wir uns nicht ohne Widerstreben einbekennen, weil ihre Konsequenzen betäuben. Nach diesem neuen, bösen Gesetz wird nur der Mitgenießende zur schaffenden Gemeinde zugelassen, in diesem Zeitalter der höchsten industriellen Produktivität.

Überall erweist sich das Erwachen der Lebens— und Kulturstimmung, überhaupt das Geistesleben davon abhängig, daß mächtige Güter roulieren. Und wie die industrielle Monstre—Produktion die Voraussetzung dieses gesteigerten Konsums bildet, so wären die frevelhaften Genüsse unvollkommen ohne den Hintergrund des städtischen Proletariats, dieser kupferroten Wolke, die sich, der Explosion harrend, auf dem Horizonte türmt. Im Vordergrund dieser blendenden Finsternis steigt und rauscht der silberne Springbrunnen des Reichtums mit seinem stimulierenden, agassierenden, teuflischen Reiz.

Der Einzelne wird immer rücksichtsloser gemahnt, daß die Ausübung geistiger Fähigkeiten vom Besitz unzertrennlich wird. Ein großer nervöser Reisedrang verschärft die Situation, peitscht despotisch zur Konzentration der Genüsse. Ein donnerndes »Get money« durchhallt die Welt. Die großen Investitionen, die der Industrie kaum noch gestatten, ihre Gewinne zu realisieren, finden ihr Spiegelbild im geistigen Leben. Teure Sporte, als Quelle von Einsichten und Sensationen, die zum Bildungsbestand gehören, von denen man sich nicht ohne Gefahr rapider Verarmung abschließen kann, steigern die Sehnsucht nach Besitz. Ein bewußtes Abseitsleben würde zu dem Resultat führen, daß wir infolge unserer Papierkultur von der Welt der materiellen Kräfte abgeschnitten blieben, ohne einen Ersatz durch ein naives Naturleben einzutauschen. Das Moment der körperlichen Gefahr beispielsweise, das uns durch die Büro—Kultur entrissen wurde <sup>1</sup>, läßt sich in edler Form auf den Zinnen der Gletscher wiederherstellen. Die kommerzielle Abhängigkeit mit ihrer Unterdrückung der Affekte bedarf dringend der Erlösung durch das Theater, um jene Reinigung herbeizuführen, die schon Aristoteles zur Hygiene der Seele rechnete. Als Gegengewicht gegen die Boden— und Heimatlosigkeit unserer kulturmischenden Zeit pflegen wir das künstlerische Heim. Auch hier aber sind kulturell wertvolle Gefühle an den Besitz geknüpft. Nehmen wir alles in allem, so läßt sich sagen, daß die natürliche urwüchsige Ausstrahlung der Seelenkräfte und Spannungen von der Kultur schrittweise ausgeschaltet wird. Die hierfür erfundenen, bis zur Vollkommenheit gesteigerten Ersatzmittel sind aber durchwegs — teuer.

O alte Weisheit von der einfachen genügsamen Lebensweise, wie unhaltbar wirst du in diesem positiven Zeitalter, das in hoher Erleuchtung den *Genuß* als wichtigstes Erfahrungsmittel erkannt hat, in einem Zeitalter, das den Edelwert der Lust festgestellt hat und die Machtgefühle turmhoch wertet! Diese Machtgefühle, die immer schwerer vom Besitz zu trennen sind, weil ohne die materielle Unabhängigkeit die Lauterkeit der Gesinnung, die Tapferkeit des Auftretens kaum noch aufrechtzuerhalten sind, wenn sie nicht geradezu lächerlich werden. Seien wir aufrichtig, diese Zeit lacht über die Märtyrer, weil sie alles Martyrium in materielle Formen umzumünzen wußte und die Romantik bei den Millionen ist. Der Mangel an Besitz ist eine sichere Promise auf Beiseiteschiebung, über die man auf die Dauer nicht erhaben sein kann. Unter dem Passatwind ist es eine Geschmackssache, ob man mit oder ohne Besitz leben will. Uns Kulturmenschen ist kaum mehr die Wahl gelassen, dieweil die Abwehr der Unfreiheit immer kostspieliger wird, weil die Armut immer gewisser mit Unreinlichkeit und Einfalt verknüpft ist.

---

1 Dieser Aufsatz ist offenbar vor den Ereignissen im k. k. Postsparkassenamte geschrieben worden. Anm. d. Herausgeb. [KK]

Wer ermißt die Tragweite dieses Umsturzes? Werden wir uns anpassen, werden uns neue Kräfte zuwachsen, werden wir in der wilden Jagd verdursten? Oder wird sich endlich ein Gleichgewicht einstellen, oder wird die Besinnung siegen? Können — wollen wir überhaupt noch zurück?

Inzwischen gewinnt unter dem Eindruck dieser alarmierenden Erkenntnis der Kampf ums Gold an Schärfe und Bitterkeit. Die Spannung ist recht unerträglich geworden, seitdem auch die *geistigen* Menschen ihr Erbteil so dringend reklamieren. Jene großen Zentren sind der Schauplatz der goldenen Schlacht, ziehen alle Güter an sich, aber auch die Mehrzahl der qualifizierten Menschen. Schönheit und Genie spielen ihre Trümpfe aus — ein gigantisches Werben! Inzwischen entblößen sich die Mittelstationen. Daraus erklärt es sich, daß die Provinz an Luxuserscheinungen verarmt, weil eine heimliche Auslese sie wegzieht. Frauenpracht, hohe Blüte der Kunst und der Ruhm sammeln sich auf der Wahlstatt der höchsten Chance. Die Provinz hat ihren autochthonen Bestand abgegeben und füttert damit beständig jenen geheimnisvollen Moloch, in dessen smaragdnen Gärten alle Regenbogen flammen.

Robert Scheu

\* \* \*

## Weltbild

Zwei Triebe lenken die Bahnen und Schicksale der Gestirne: ein vereinsamender, nach innen ziehender, zentripetaler — und ein auflösender, ins Weite schweifender, zentrifugaler. Vom Stern zum Kosmos und vom Kosmos zum Stern flutet der große und ewige Kreislauf der Kraft. In ewiger Verwandlung wirkt die Kraft, die in Wahrheit niemals ruht. Sie sammelt sich um ein Zentrum, kreist um eine Sonne, verdichtet sich und fließt im Moment der höchsten Spannung wieder ins Meer der Allkraft über. Jede gebundene, zentralisierte Kraft strebt nach Erlösung und Wiedervereinigung mit der Allkraft. In Bindung und Lösung der Kräfte besteht das Spiel des Lebens. Ohne die zentralisierenden Triebe, ohne das principium individuationis wäre die Welt ein totes, unbewegliches Meer, »ruhende Kraft«, Nirwana. Ohne die zentrifugalen, auflösenden Triebe wäre die Welt eine Wüste erstarrter Sonnen und toter Atome. In beiden Fällen wäre sie ein Grab ihrer selbst, ein erfülltes Nichts. Erst im Widerspiel zweier Triebe, eines abgrenzenden, einschließenden und eines verbindenden, überfließenden, eines atomisierenden und eines kosmischen, eines *individuellen* und eines *genialen*, erst im Widerspiel dieser Triebe gebiert sich das Leben. Stern und All, Welt und ich sind die Angeln dieses Spiels — und all unser Denken und Tun ist dieses Spieles unbewußter Mittler, in meinem Tun denkt die Erde, im Denken der Erde wirkt das All ...

Das Streben des *Individuums* ist es, »sich« aus dem Zusammenhange des Ganzen loszulösen und der »Welt« als abgeschlossenen Teil entgegenzustellen. Zwischen dem Individuum und der Welt steht trennend und schützend die Haut. Welt und Zelle sind durch die Zellwand geschieden. Durch die Poren dieser Wand aber findet jenes Ringen statt, das wir das Leben nennen. Die Porosität ihrer Membran gestattet der Zelle, Kräfte aus ihrer Umgebung an sich zu ziehen, sich zu nähren. Die Festigkeit und Dehnbarkeit der Membran ermöglicht es der Zelle, den Raub an der Welt in sich festzuhalten, zu wachsen. In der Loslösung und Einhütung, in Isolation und Inkrustation, betätigt sich der individualisierende Trieb der Zelle. In der Einverleibung und Assimilation der Außenwelt offenbart sich ihr geniales Wesen, ihr Zusammenhang mit dem All; denn indem sie die Welt sich einverleibt und wächst, wächst auch die An-

ziehungskraft der Welt und lockt sie, in ihr sich aufzulösen. Wenn nämlich die Haut im weitesten Sinne (als Summe aller zentripetalen Kräfte) und die von ihr umschlossenen assimilierenden, mehr und mehr zentrifugal wirkenden Kräfte das Maximum von Spannung und Druck erreicht haben, dann ist die Lebensfähigkeit der Zelle als solcher erschöpft — und das Ich ist von der Welt überwunden. In der Kulmination seiner Entfaltung verliert das Individuum seine ursprünglichen Triebe. Der Trieb zur Isolierung weicht dem Trieb der Auflösung und der Trieb der Assimilation potenziert, sich zum Trieb der teilenden Zeugung. Unter dem Drucke der sprengenden, zentrifugalen Kräfte gibt das Individuum sein Selbst preis und teilt sich in zwei Zentren. Das Mutterindividuum hat sich im Genieakte der Zeugung verbraucht und ist — unsterblich in seinem genialen Wesen — ohne Hinterlassung eines Leichnams gestorben. Und in zwei neuen Individuen ist die gelöste Kraft neuerdings gebunden ... In der Auflösung der Mutterzelle wirkte ihre geniale Kraft, in der Abschnürung der Zwillingszelle und Inkrustation der Tochterzellen wirkten wieder die isolierenden, um ein Zentrum kreisenden Instinkte des Individuums. Auf dieser Polarität der Triebe beruht die Eroberung der unorganischen Welt durch die organisierte, die Einverleibung und Belebung des Toten durch das Lebendige.

Sein zweites Wunder wirkt der geniale Trieb der Auflösung und teilenden Zeugung in der Schöpfung der Individuen höherer Ordnung, der Zellverbände, die im neuen Wechselspiel der individualisierenden und genialen Triebe zu immer höheren Individualkomplexen fortschreiten. Die teilende Zeugung entwickelt sich zur geschlechtlichen, der geniale Trieb wird ein sexueller und endlich — in der Schaffung der Gesellschaftsverbände — ein sozialer. Je höher organisiert aber das Individuum ist, desto mächtiger sind (der gleichfalls stärkeren zentrifugalen Triebe wegen) die Instinkte des Individuums in ihm, desto kunstvoller wird die Kruste, in die es sich einschließt. Die Haut erhält Bewegungs— und Schutzorgane, Greifwerkzeuge, Stacheln, Haare, Giftdrüsen, Nägel, Krallen, Hufe und Zähne. Aber auch die Sensibilität raffiniert sich. Die Haut erhält immer mehr und immer feinere Sinnesorgane, sie wird fühlend, schmeckend, riechend, hörend und sehend. Und als Intellekt endlich wird sie ein geistiger Schutzpanzer, der den körperlichen ergänzt und künstlich vollenden hilft. Kleidung und Wohnung, Wall und Graben, die chinesische Mauer, die Festungsgürtel, die die Reiche umschließen, sind künstliche Haut. Unsere Werkzeuge und Waffen sind künstliche Hautorgane, die Bahnen sind künstliche Beine, die Schiffe sind künstliche Flossen, die Luftschiffe sind künstliche Flügel, die Telegraphen und Telephone sind künstliche Augen und Ohren ...

Der Intellekt ist nur gesteigerte Hautsensibilität. Er spiegelt die Welt nach der Optik des Individuums und gibt diesem das Bewußtsein des abgeschlossenen Ichs. Mit dem Ich—Bewußtsein aber ist die Inkrustation des Individuums vollendet. Der Intellekt schließt das Ich vom Nicht—Ich, von der Welt, hermetisch ab. Und alle Reflexion und Wissenschaft ist auch eine Bestätigung des Ichs und Isolation des Individuums vom unmittelbaren Zusammenhang des Ganzen. »Ich denke, — also bin *ich!*« Die Intellektualität ist der letzte Triumph des Atoms über das Universum. »Der Verstand schöpft seine Gesetze nicht aus der Natur, sondern schreibt sie dieser vor«, sagt Kant mit anerkennenswerter Kühnheit — und stellt damit die Welt buchstäblich auf seinen Kopf.

In Wahrheit jedoch ist der Intellekt ein Kerker und das Individuum ein Gefangener im eigenen Ich. *Genie* aber ist das Durchbrechen und Zertrümmern der Individual—Intellektualität, Preisgebung des Ichs, Gehorsam gegen

unbewußte Gewalten und Verbrauch und Auflösung des Individuums im Leben des Ganzen. Genie ist — bildlich gesprochen — das Individuum ohne Haut. Sein Wesen ist unmittelbar an die Welt angeschlossen und das Leben der Welt flutet ungehindert hindurch. Während das Individuum einen isolierten Teil der allgemeinen Kraft darstellen will, ist das Genie bereit, dem Ganzen zurückzugeben, was des Ganzen ist. Emerson nennt das Genie »eine Substanz von unendlichen Affinitäten«. Mit allem verwandt, wird es von allem gelenkt und ist ohne Selbst. Selbstlosigkeit (natürlich nicht im Sinne ethischer Güte) ist das Merkmal aller genialen Naturen. Alle, die wir so gerne »Individualitäten« nennen, waren und sind von dem Empfinden erfüllt, daß sie von Gewalten gemeistert werden, die nicht in ihnen als Individuen sind. Immer finden wir den genialen Menschen im Dienste einer »höheren Macht«. Diese höhere Macht zu erklären, ist die Velleität seiner Individual—Eitelkeit. Moses und Mahomet sind Sprachrohre Gottes <sup>1</sup>, Dante ist der Visionär supranaturaler Gesichte, Dichter und Künstler lauschen den Musen und inneren Stimmen, Sokrates gehorcht dem Daimonion, Napoleon wird von seinem Stern geführt, Wallenstein von den Gestirnen, Cromwell kommt am weitesten, »wenn er nicht weiß, wohin er geht«, Ulrich von Lichtenstein kämpft und leidet für Frau Venus, Robespierre für die Gerechtigkeit, Galilei für die Wahrheit, Washington für die Freiheit, Reichskanzlerin Merkel für den Euro. Jeder nahm im Drange, sich zu verbrauchen, die Aufgabe auf sich, die die Umstände ihm zuwiesen. Das Individuum in allen großen Männern ist uninteressant und der »intime« Napoleon bietet dem Psychologen weniger als vielleicht der intime Kunz oder Müller. Alle »Ausnahmismenschen« sind nur Beispiele für die Verleugnung des Individuums unter dem Drucke einer stärkeren Kraft. Casanova verführte die Weiber und ward selbst verführt vom Weibe. »Das Weib« wurde seine höhere Macht, und indem er sich im Dienste des Weibes verbrauchte, erfüllte er seine »Bestimmung« und gab sich dem All zurück. Jede Selbstvergeudung ist in gewissem Sinne Genialität und der Mensch der Passion gehört nicht minder zum Typus des genialen Menschen als der Mensch der Produktion. Der eine wie der andere erfüllt im gleichen Maße seine einzige Bestimmung, die im Individuum gebundene Kraft zu lösen. Das Individuum sammelt und bindet die Kräfte, das Genie löst und verwandelt sie. Individualität und Genialität sind die beiden Phasen des Lebens, die beiden Seiten desselben Phänomens. Das Individuum ist die Voraussetzung und Vorstufe des Genies. Es ist der Akkumulator der Kräfte, die später — nach Generationen — im Genie wirksam werden. Das Individuum ist latente Elektrizität, Genie ist Blitz und Entladung, das Individuum ist das Kapital des Lebens, Genie ist Verbrauch.

Die Aufeinanderfolge der Individuen in der geschlechtlichen Zeugung ist ein System verzweigter Evolution und das Genie ist die Unsterblichkeit der Individuen. Was vom Individuum stirbt, ist nur die Haut, die Hülle im weitesten Sinne: das Ich. Nur die dem einzelindividuellen Leben dienenden Zellen des Individualkomplexes sind a priori dem Tode geweiht. Jene Zellen jedoch, die zur Fortpflanzung des Individuums bestimmt sind, gehen wohl in ungeheurer Majorität durch äußere Einflüsse zugrunde, sind aber mit Unsterblichkeitsmöglichkeit ausgestattet. Die konjugierenden Ei— und Spermazellen schließen die sukzedierenden Individuen zu einer organischen Kette. Und durch diese Kette der Individuen läuft die erworbene und gebundene Kraft wachsend und schwellend dem Meere zu, in das sie sich verlieren will. Das Genie ist als solches das letzte Glied einer Kette und der Erbe alles Erworbenen. Für das Genie arbeiteten die Individuen, das Genie selbst erwirbt nichts

1 Letzterer doch wohl eher ein Lügenprophet!

und arbeitet nicht. »In unseren höchsten Augenblicken arbeiten wir nicht,« sagt Nietzsche, »Arbeit ist nur ein Mittel zu diesen höchsten Augenblicken.« Im Genie verschwendet sich der Fleiß der Generationen, in ihm ist alles reife Frucht ...

Alles ist verkettet. Es gibt in Wirklichkeit keine Isolierung, kein Individuum. Das vollkommene, in sich abgeschlossene Individuum ist ein theoretisches Schema, das nur im Individualbewußtsein existiert (und seinen exaktesten theoretischen Ausdruck im Fichte'schen Solipsismus und in Stirner's »Einzigem« gefunden hat). Durch die Poren jedes Individuums sickert das Geschehen der Welt und in jedem ist die ganze Vergangenheit seiner Antezedenten lebendig und wirksam. Nur die sterblichen Hüllen wurden vor seinen Vorgängern abgestreift, die unsterbliche Kraft aber wanderte von einem ins andere — und in jedem Individuum reift etwas zur Frucht, was in anderen nur Keim, Knospe oder Blüte war, und in jedem sind Keime, Knospen und Blüten, die in anderen Früchte werden können, in jedem ist ein Versprechen und eine Erfüllung. Aller Sinn des Lebens liegt in der Kette und erfüllt sich an einem ihrer vielen Enden, — denn jedes Glied der Kette (ausgenommen das erste und das letzte) ist Anfang und Ende zugleich ...

Vom Standpunkt des Individuums aus gesehen, hat das Leben keinen Sinn. Es erscheint sodann als grausame und unlogische Farce. Der Leidende weiß nicht, warum und wozu er leidet, der Glückliche weiß nicht, warum sein Glück endet. Schmerz und Tod sind für das Individuum die beiden großen Widersprüche des Lebens. In der Einverleibung in die sozialen Gebilde findet das Individuum zuerst eine Lösung dieser Widersprüche. Die Unterordnung des Einzelnen unter das Wohl des Ganzen als des höheren Individuums erklärt zum Teil die Notwendigkeit des Leidens, und je fester das Gemeingefühl (der Egoismus des höheren Individuums) sich ausprägt, desto mehr schwindet der Schutz— und Machtrieb des Einzelnen. Im Paroxysmus patriotischer Begeisterung geht das Individuum sogar freudig in den Tod. Das höhere Individuum — die Polis — folgt seinen Individual— und Genietrieben auf Kosten der Einzelnen; es schützt sich, wächst, erobert und teilt sich mit dem erreichten möglichen Machtmaximum durch Zersplitterung oder Kolonisation.

Dennoch aber wird der Einzelne durch die Polis nicht so völlig absorbiert, daß nicht immer wieder jene Widersprüche sich geltend machten. Religionen und Philosophien unternahmen es, diese Widersprüche radikal zu lösen. Der Trost, den sie dem Individuum spenden wollten, bestand stets darin, daß sie den Einzelnen an die Kette oder das All anschlossen. In der ältesten aller Religionen, im Ahnenkultus, liegt die Unterordnung des Individuums unter das Leben der Kette. Das Schicksal des Einzelnen erklärt sich darin aus vergangener, ererbter Schuld oder aus vergangenem, ererbtem Verdienst und der Tod erscheint durch die Nachkommenschaft besiegt. Im Glauben an den Übermenschen — der jüngsten aller Religionen — wird das Individuum zum bewußten Kettenschmied und lebt dem Enkelkultus. Das »tat—twam—asi« der alten Inder — die tiefste aller Religionen — lehrt den Zusammenhang des Individuums mit dem All—Einen ... Daß der Sinn des Lebens in der Kette sich offenbart, und daß die Kette in das All mündet, dies ist der esoterische Inhalt aller Religion und Philosophie. Das egozentrische Denken des Individuums aber deutet diesen Inhalt in seinem Sinne um und versteht unter der Ewigkeit des Seins die — Personalunsterblichkeit. Gerade das Sterblichste an ihm, seinen Hautsinn, das Ichbewußtsein will das Individuum als »unsterbliche Seele« vor dem Tode retten. Diese Seele aber stirbt in Wahrheit schneller als der Leib, der noch viele Stunden zu leben vermag, wenn bereits jede Spur des persönlichen Bewußtseins entflohen ist.





## Pilatus

Pilatus betrat sein Arbeitszimmer. Er fühlte sich gelangweilt und mißmutig. Die Ereignisse der letzten Tage lagen ihm noch in allen Gliedern. Es war immer derselbe Verdruß, der ihn erfaßte: die Enttäuschung über die Blindheit der Menschen. Sie alle *wollten* etwas. Gab es denn wirklich so wenig Weisheit in der Welt? Wohin er blickte, überall dasselbe demütigende Schauspiel.

Da waren seine Landsleute: alle erfüllt und gebläht von der Größe Roms. Ja, den Römern gehörte die Welt. Nun hatten sie sie, die Welt. Aber alle die Städte und Völker, die ihnen zu Füßen lagen, sie wiesen den Sieger nur immer wieder vom Siegerwerk auf sein eigenes Selbst zurück. Sie schienen höhnisch zu sagen: Was habt ihr vollbracht? Könnt ihr etwas besitzen, solange ihr euch selbst nicht besitzt? Ihr seid stärker als wir, aber seid ihr auch stärker als eure Taten? Ihr sagt, ihr habt die Welt besiegt. Ja, aber — wenn man nur wüßte, was das heißt: die Welt besiegen!

Und dann: die Juden mit ihren Satzungen, diese selbstgefälligen Schriftgelehrten mit ihrem Wahrheitsdünkel, die da meinten, sie könnten das Welt rätsel vergewaltigen wie der Pirat eine schöne Griechensklavin. Für sie war Wahrheit das, was die meisten glaubten.

Überall Helden und nirgends Weise. Alle wollten sie handeln, handeln und wußten nicht, daß nur der Gedanke gerecht ist, daß jede Tat eine Tollheit ist, daß jeder, der handelt, schon einen Schritt aus sich heraus, einen Schritt von sich weg tut.

Pilatus fühlte sich frei von allen diesen Irrtümern. Er haßte das Heldentum, denn er wußte: die Seele alles Heldentums ist Blindheit. Er war längst ein Wissender geworden, der nichts mehr wollte, denn er wußte: Wissen heißt die Tat wegwerfen und die Leidenschaft verleugnen. Die Welt war ihm längst gleichgültig geworden, mit ihren Zweifeln, die alle lösen, mit ihren Gütern, die alle besitzen, mit ihren Leiden, die alle brechen wollten.

Da war er auf jenen sonderbaren Jüngling gestoßen, hinter dessen Reden ihm etwas Tieferes und Reineres zu schlummern schien, ein Stück von seiner eigenen Weisheit, die niemand verstehen wollte. Aber auch hier hatte er wieder dieselbe traurige Enttäuschung erlebt. Auch jener war nicht frei von der allgemeinen Verblendung, die alle Köpfe und Herzen wie ein Fieber gefangen hielt. Messias wollte er sein, König der Juden. Auch er hielt es also noch mit der Welt, er wollte Jünger und Freunde, die seine Worte über die ganze Erde tragen. Nun war er tot, ein Opfer unter vielen, wohl weiser als die anderen, aber doch zu wenig weise, um sich an seiner Weisheit für sich selbst genug sein zu lassen. Und Pilatus dachte. Schade! Ein gedachtes Leben ist voll Größe, aber ein gelebter Gedanke ist voll Erde.

Aulus, der Sekretär trat ein und erstattete einige Meldungen. Schließlich sagte er: »Ja ... und Judas aus Kerioth hat sich erhängt.«

Pilatus lächelte bitter. Das war auch einer von denen gewesen, die herrschen wollten. Er fragte: »Weiß man den Grund?«

»Ich glaube«, sagte Aulus, »es war wegen jenes Zwischenfalles mit dem Nazarener Jeschua, der vor einigen Tagen gekreuzigt wurde.«

»Von welchem Zwischenfall sprichst du?«

»Nun«, erwiderte Aulus lächelnd, »ich dachte, du hättest schon davon gehört. Seine Jünger behaupten nämlich, er habe sein Grab verlassen und wandle am See.«

Pilatus war nicht sonderlich erstaunt. Auferstehungsgerüchte waren in diesem Lande nichts Seltenes. Er fragte: »Und gab es einen Aufruhr?«

»Nicht im geringsten«, sagte Aulus, denn sonst hätte ich natürlich schon früher Meldung erstattet. Die Leute verhalten sich ganz ruhig. Sie singen und beten und preisen den Nazarener.«

»Und rufen ihn zum Könige aus?«

»Nein. In diesem Falle hätte man vielleicht doch einschreiten müssen.«

»Ich meine, daß sie ihn zum Messias ausrufen, wie sie es nennen«, sagte Pilatus ungeduldig.

»Auch das tun sie nicht. Sie stoßen nur immer denselben sonderbaren Ruf ans: Hosiannah dem Gekreuzigten!«

Pilatus mußte sich plötzlich setzen. Er winkte Aulus heftig zu, und dieser verließ das Zimmer.

Es war wohl kein Zweifel: dieses Wort hatte nicht allzuviel zu bedeuten. Unter den Jüngern des toten Rabbi waren viele Fremde, die seinen Namen nicht aussprechen konnten. So nannten sie ihn denn ganz einfach: den Gekreuzigten. Aber dennoch befiel Pilatus eine sonderbare Unruhe.

Ihn fröstelte. Es war ein wundervoller Frühlingmorgen, aber dennoch fuhr es wie ein kalter Hauch über seine Stirn. Er wußte nicht recht, warum. Warum fühlte er gerade heute zum ersten male seit so vielen Jahren wieder etwas wie jene knabenhafte Unsicherheit, jene geheimnisvolle Angst vor dem Leben? Hatte er darum so grausam mit sich gekämpft und alle schönen Täuschungen in sich niedergerungen? Sollte ihm nicht einmal mehr die letzte Stütze bleiben, die ihn bisher gehalten hatte: der Zweifel an allem, die Gewißheit seiner Vergänglichkeit, der feste Glaube an das Nichts? Er war sich nicht klar darüber. Vielleicht war es nur die Erregung der letzten Nächte, Aber ein neuer Gedanke stieg langsam in ihm auf, ein Gedanke, der ihn quälte und verwirrte: Vielleicht läßt sich Heldentum und Weisheit vereinigen ...

Aber wie? Dies zu begreifen, gelang ihm nicht. Er fühlte nur, daß es vielleicht jenem seltsamen Schwärmer gelungen sei. Und er erschrak bei diesem Gedanken: denn dann war ja auch sein Leben ein verlorenes gewesen ...

Und Pilatus murmelte mit trockenen Lippen: Wie sonderbar! Höchst sonderbar! Daß es ein Drittes gibt!

Pilatus war kein Jüngling mehr, und er war ein Römer. Er war nicht der Mann, der so leicht sein Gleichgewicht verlor. Aber noch oft mußte er an jenes seltsame Erlebnis zurückdenken, und noch nach Jahren, als niemand mehr vom Nazarener sprach, sah man ihn mit fast träumerischen Augen abends im Garten sitzen.

*Egon Friedell*

\* \* \*

## Splitter

Moralische Grundsätze sind unentbehrlich, um den Genuß am Skandal zu würzen.

\*

Die öffentliche Meinung ist wie alle öffentlichen Häuser ein Ort, wo man zahlen muß, um seine besten Kräfte vergeuden zu dürfen.

\*

Ohne Abendmahl sterben ist bitter; bitterer ohne Nachtmahl schlafen gehen.

Kyon

---

---

## ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

[Osternummern]

*Osterhase.* Die Feiertagsbäuche der Inseratenpresse platzen. 'Neues Wiener Tagblatt' 152, 'Neue Freie Presse' 144 Seiten. Davon bietet natürlich der geringste Teil den geistigen Mazzes. Trotzdem ist die Ration noch immer enorm. Blätter, die sich an gewöhnlichen Sonntagen mit den Herren Pötzl und Müller—Guttenbrunn oder mit den Herren Auernheimer und Sil Vara bescheiden, protzen auf einmal mit dem Teuersten — sagen wir »Ausgefallensten« —, was die europäische Geistigkeit bietet. Da bleibt kein englischer Staatsmann unbelästigt, und neben dem Ethiker Paulsen, der im Hauptorgan für Sexualannoncen eine unerlaubt öde Kapuzinade gegen die Unsittlichkeit des — Pastors Frenssen loslassen darf, fleht Paul Meyse lyrisch »Nur einmal noch!« Alle Meinungen haben Platz. Wenn nur ein »Name« darunter steht. Die katholischen Feste bringen die große Kokottenparade der Wiener Journalistik. Rückwärts das unerhörte Aufgebot der zahlungsfähigen Kunden, vorn die geputzte Schar der literarischen, akademischen und politischen Strizzis, die sie sich selbst bezahlt ... Neidvoll schauen die schlichten christlichsozialen Straßenmädchen den Aufzug, sie, die sich um Ostern aller fleischlichen Genüsse enthalten müssen. Die Festnummer der 'Deutschen Zeitung' bringt nur geistige Fastenspeise. Da sind sie wieder, die wackeren Christel, Vogl, Guido List, Hörmann und Frimberger! Einer dichtet — im Jahre 1906 — : »Weanerwaldlieder — Klingan mi an — Wann i so wander' — Trammat mei Bahn.« »Tramat« — das klingt doch anders als die Lyrik der Mombert, Dehmel, Stefan George! Da »steckt« noch Poesie drin ... Es ist etwas Merkwürdiges um den Kontrast zwischen der liberalen und der christlichsozialen Zeitungskultur. Man würde glauben, daß dem Rothschild der Papst gegenübertritt, aber unter allgemeiner Spannung erscheint ein Magistratsdiener. Man würde glauben, daß London und Rom ihre Kräfte messen, aber dem liberalen Weltgetriebe entrückt, findet man sich plötzlich in Kagran.

[Ein Brief der Frau Laura Beer]

*Kinderfreund.* Wann ich »mit der Beer—Sache fertig sein werde«? Das ist die Frage jener herzlosen Sensationsgier, die bockig wird, wenn sie den Obersschaum einer Affäre bereits abgeschöpft hat, und die sich nicht für Menschenschicksale, sondern für Artikelüberschriften zu erwärmen pflegt. Ich beantworte die Frage damit, daß ich einen vom 3. März datierten Brief

der Frau Laura Beer reproduziere, den dem Berner 'Bund' eine Freundin der Verstorbenen zur Verfügung gestellt hatte und der in Wien unbekannt geblieben ist, da ihn die 'Zeit' nachgedruckt hat. Das 'Deutsche Volksblatt' hat in seinem einfallsreichen Kretinismus bekanntlich die Version verbreitet, Laura Beer (die in der Schweiz »eine Besetzung besaß«) habe sich erschossen, weil sie zur Überzeugung von der Schuld ihres Gatten und von der Gerechtigkeit der Wiener Justiz gelangt sei. Der Brief lautet:

»Dear Dagmar.

Nachdem wir so lange das empörendste Unrecht über uns mußten ergehen lassen, so daß man sich wirklich zähneknirschend fragt, OB DENN EIN SOLCHES LEBEN ÜBERHAUPT NOCH LEBENSWERT IST, scheinen jetzt die Wolken doch »a silver lining« zu bekommen. Die Aussage des Prof. Duschinsky, des ehemaligen Lehrers des jungen F. ... sprach so eklatant für dieses Burschen Verlogenheit, daß das Gericht bei aller Eingenommenheit gegen uns doch nicht umhin konnte, das Urteil einstweilen zu sistieren und jetzt endlich durch eine Menge Zeugeneinvernahmen das zu tun, was es längst und vor der Verhandlung hätte tun sollen, nämlich die Glaubwürdigkeit der Denunzianten zu prüfen. Dabei stellt sich nun immer klarer die haarsträubende Leichtfertigkeit der ganzen Anklage heraus, deren Nichtigkeit, deren Komposition aus Hysterie, Rache, Neid und Ressentiment ich vom ersten Moment an durchschaut und an einem der Übeltäter ja auch gerächt habe. Niemand weiß so gut wie ich, wie fern Th. B. konträrsexuale Neigungen liegen; von »Handlungen« gar war nicht einmal in der Anklage die Rede. — Man kann noch sagen, daß er in keinem anderen Lande als in dem klerikal—bürokratisch regierten Österreich wäre verurteilt oder überhaupt angeklagt worden; und ich weiß noch heute nicht, soll ich darüber lachen oder weinen, daß man aus meinem schulterlangen Haar ein Argument für seine »Schuld« gezogen hat. Der Vorsitzende des Senats hat erklärt, das Urteil ruhe auf einer festen Säule, und das sei die Wahrheitsliebe des jungen F. ... Dieses »Kind« — 16 Jahre alt — wurde von seiner Mama und seiner früheren Gouvernante als »Fanatiker der Wahrheit« bezeichnet. Jetzt, seitdem man diesem hoffnungsvollen Denunzianten infolge der Schilderung, die sein Lehrer ungebeten von ihm entwarf, etwas genauer zusieht, entpuppt er sich immer mehr als ein Fanatiker der Lüge, respektive einer lügnerischen Phantasie, mit der er sich à tout prix interessant und andere schlecht machen will. Er hat auch in der Schule gelogen, Aufgaben gefälscht, gegen seine Mitschüler intrigiert und sie völlig unbeweisbar beschuldigt, unsittliche Attentate an ihm versucht zu haben. — Also so sieht die Säule des Urteiles gegen meinen Mann aus, und diesem einzigen Zeugen gegen ihn hat man geglaubt, gegenüber einem Dutzend anderer, die nur das Rühmlichste über ihn aussagten. Man möchte nun glauben, daß bei solchem Stand der Dinge dem Unrecht, das an uns begangen wurde, soweit das überhaupt noch möglich ist schnellstens ein Ende gesetzt würde. In Ländern mit westlicher Kultur würde auf eine solche Diskreditierung des einzigen Belastungszeugen hin (was ich hier oben niederschrieb, ist alles buchstäblich wahr) vermutlich die Staatsanwaltschaft selbst den ganzen Prozeß einstellen. Hier handelt es sich der Staatsanwaltschaft nicht um Recht und Unrecht, sondern darum, à tout prix Recht zu

behalten, sich nicht zu blamieren, den Naturforscher und Schriftsteller Theodor Beer, dessen ganzes freies Streben und Wirken ihr ein Dorn im Auge ist, zu ruinieren. Das wird und soll seinen Feinden aber nicht gelingen, und sollten ihn die Intrigen einer übermächtigen Bürokratie doch ins Gefängnis bringen, umbringen können sie ihn nicht, dazu ist er zu stark. Er ist in dieser ganzen Leidenszeit nur gewachsen, und sollte ihm jenes Martyrium nicht erspart bleiben, so kann er dann umso stolzer und nachdrücklicher gegen die ganze Gesellschaft hier seine flammende Anklage erheben. FÜR MICH MIT MEINEM GEWALTTÄTIGEN TEMPERAMENT IST ES ABER SCHWER, DIES ALLES IN RUHE ZU ERTRAGEN. FAST SCHEINT MIR DIE VENDETTA VERNÜNFTIGER ALS UNSERE RECHTSORDNUNG ... Und manchmal möchte man SOLIPSISTISCH MIT EINEM REVOLVERSCHUSS DIESER GANZEN WELT VOLL UNRECHT UND VERRAT EIN ENDE MACHEN. Wir haben so viele Enttäuschungen in dieser Sache erlebt, daß ich schon sehr pessimistisch geworden bin; dennoch: »While there is life, there is hope!« Für all Deine stets bewährte Liebe und Treue in dieser schwierigen Zeit innigsten Dank:

Love and kisses.

LAURA.«

Das Wiederaufnahmsgesuch wurde abgewiesen, und Laura Beer erschoss sich. Als ich den Artikel für Nr. 200 schrieb, hatte ich von dem Brief keine Ahnung. Ich verweise auf die merkwürdige Übereinstimmung in der Disponierung von männlichem Heroismus und weiblicher Hysterie (J'accuse und Revolverschuß). Wer jetzt noch der Tat der Ärmsten andere Motive unterschiebt als die Verzweiflung eines »gewalttätigen Temperaments«, das aus dem Unrecht keinen Ausweg sah, verdient, das Ostergeschwätz des Herrn Hugo Wittmann über »Ein Frauenschicksal« zu Ende lesen zu müssen.

[Wie man zu einer Bildergalerie kommt]

*Maler.* Die Osternummer des 'Extrablatts' hat einen Trumpf ausgespielt. Sie brachte »Selbstporträts berühmter Wiener Künstler«. Mit Recht bemerkte die Redaktion dazu:

»Diese Ostergabe ist wohl einzig in ihrer Art, eine in Gedanken und Durchführung reizende Neuheit, der zweifellos ein Ehrenplatz in der Geschichte der Wiener Publizistik gebührt«.

Zweifellos. Hören wir, wie diese Bildergalerie zustandekam! Ein Abgesandter des Herrn Julius Bauer ging zu sämtlichen Professoren der Wiener Akademie und teilte ihnen die Absicht des Chefredakteurs mit, in der Osternummer Selbstporträts der berühmtesten Wiener Künstler zu bringen. Es wäre sehr nett, wenn die Herren die Güte hätten, den mit anderen Unglücksfällen überhäuftem Spezialzeichner des 'Extrablatts' der Mühe zu überheben, die Wiener Künstler zu konterfeien. Viele lehnten, da Ekel die Preßfurcht überwand, zunächst ab. Doch der Abgesandte ließ nicht locker, und so entschlossen sich die Herren Angeli, Pochwalski, Rumpler, Horovitz und andere Berühmtheiten, dem Wunsche Rechnung zu tragen. Und als die Selbstporträts fertig waren, fragte Herr v. Angeli im Namen seiner Kollegen, wann die Originale, die manche bereits vergeben hatten, rückerstattet würden. »Ja« — antwortete der Abgesandte — »die behält sich unser Chefredakteur als Andenken!« Die Künstler resignierten. »Wissen S'«, sagte Herr v. Angeli zu meinem Gewährsmann, »auf so a billige Art kriegt a [ka?] anderer die Galerie z'samm!« ... Vielleicht wird sich Herr Julius Bauer auf einiges gütliche Zureden doch von der Kollektion von Andenken trennen. Vorausgesetzt, daß er sich nicht auf den bekann-

ten kunstkritischen Gefälligkeitsstandpunkt — siehe Nr. 200 — stellt und Herrn v. Angeli bedeutet, daß auch die Journalistik ein Recht habe, etwas zurückzunehmen, nämlich kunstkritisches Lob. Der Unterschied wäre nur, daß die Kritik Lob »gespendet«, die Künstler aber die Originale nicht gespendet haben.

[Fibelliteratur]

*Lyriker.* Nicht nur mit Heine, auch mit Anastasius Grün hat die antimitische Presse Pech. Ist ein frivoles Gedicht Heines von Hamerling <sup>1</sup>, so ist ein frommes Gedicht Grüns von Sturm <sup>2</sup>. Die 'Deutsche Zeitung' polemisierte gegen eine Notiz der 'Arbeiter—Zeitung', in der ein — übrigens recht dürftiges — antipfäffisches Gedicht von Anastasius Grün zitiert war, meinte, daß »zur Charakterisierung Grüns ein einzelnes Gedicht nicht ausreichend« sei, und brachte die folgenden Zeilen eines Poems »Abschied« zum Abdruck:

Treib nie mit heil'gen Dingen Spott  
Und ehre deinen Glauben  
Und laß dir deinen Herrn und Gott  
Von keinem Zweifler rauben.

Diese Zellen finden sich in einem Gedichte »Rat des Vaters an seinen Sohn«, — nur daß das christlichsoziale Blatt aus »fremden Glauben« »deinen Glauben« gemacht hat. Verfasser des Gedichtes ist der in Volksschullesebüchern häufig vorkommende Sturm. Siehe Deutsches Lesebuch f. allg. Volksschulen, 5. Teil, herausgegeben von dem in Österreich häufig vorkommenden Steyskal. Daß die christlichsoziale Presse ihre Literaturkenntnis aus der Fibel bezieht, ist nicht weiter verblüffend. Nur sollte sie, wenn sie Gedichte zitiert, sowohl in Bezug auf den Text als in Bezug auf den Namen des Autors »immer Treu und Redlichkeit üben«.

[Shakespeare—Übersetzer]

*Anglophile.* Herr Hofrat Professor Doktor J. Schipper richtet an die 'Neue Freie Presse' ein Schreiben, das mit den tiefempfundenen Worten schließt:

»In unserem Mittelschulunterrichte ist das Englische lange vernachlässigt worden und nimmt noch immer nicht die Stellung ein, die ihm nach seiner kulturhistorischen Bedeutung und nach seiner Wichtigkeit für den Weltverkehr gebührt. In der ZUVERSICHTLICHEN HOFFNUNG, daß Sie diese Zeilen als EIN ZEICHEN MEINES WARMEN INTERESSES AN IHREM WELTBLATTE ansehen werden, zu dessen gelegentlichen Mitarbeitern zu zählen ich seit nahezu 25 Jahren die EHRE habe, bin ich mit vorzüglicher Hochachtung Ihr ganz ergebener J. Schipper«.

Der Herr Hofrat hat gewiß recht. Nur glaube ich, daß in unserem Mittelschulunterricht auch das Deutsche vernachlässigt wird und noch immer nicht jene Stellung einnimmt, die ihm nach seiner kulturhistorischen Bedeutung gebührt. In den 25 Jahren, seit Herr Hofrat Schipper die Mittelschule verließ, um sich der gelegentlichen Mitarbeit an der 'Neuen Freien Presse' zu widmen, hat man dies empfindlich gemerkt. Erst neulich wieder anlässlich des Schipper'schen Artikels über den revidierten Schlegel—Tieck'schen Shakespeare. Freilich hat sich der Gelehrte hier vor allem als Nachdichter bewährt. Schlegel—Tieck scheint ihm vielfach verbesserungsbedürftig, aber auch mit dem Verbesserer Hermann Conrad ist er nicht durchaus zufrieden. So macht er denn selbst Übersetzungsvorschläge, die eines beeideten Gerichtsdolmetsch der englischen Sprache würdig sind. Der Schwanensang von Avon,

1 Heft 199 # 01 »Um Heine«

2 Julius Sturm, Spätromantiker, † 1896

meint ein Leser, dem übel wurde, und Gänsekielverse seien denn doch zweierlei. Schlegel läßt den König im »Hamlet« den »geräusch'gen Walzer taumeln«, Conrad läßt ihn »lärmend seine Tänze taumeln«. »Tänze? Was für Tänze?« fragt Herr Professor Schipper und schlägt vor, zu übersetzen:

»Der König wacht heut' nacht, hält Zechgelag',

Trinkt sich 'nen Rausch, JAUCHZT TAUMELND AUF IM HOPSER.«

Hopser? Was für Hopser? Vielleicht gar der Rhythmus der Schipper'schen Verbesserungsvorschläge, die Conrads überflüssige Änderung der guten Schlegel'schen Fassung erheblich verschlechtern? Mit dem gewohnten Klang soll aber auch der gewohnte Sinn verschwinden. Zum Beispiel: Schlegels »Kern und Ausbund unseres Wertes« (Hamlet), der viel plastischer wirkt, als »unseres Ruhmes Mark und Kern«, wird von den Herren Conrad und Schipper mit etlichen Fragezeichen versehen. Kern und Wert sind tautologisch. Aber »Ausbund« ist bestes Deutsch und bedeutet hier die nach außen liegende Probe eines Wertes im Gegensatz zu dessen Kern. Man kann ganz gut sagen, daß man Kern und Ausbund Schipper'scher Sprachkunst dürftig finde.

[Andenken an Algeciras]

*Standesgenosse.* So ist's denn einmal wahr geworden, das Wort vom »silberne Löffel stehlen«! Der Korrespondent des 'Matin' schildert die Schlußsitzung der Marokko—Konferenz — »in sehr pittoresker Weise«, wie ein Wiener Blatt bemerkt. Die Delegierten wählten sich Andenken an Algeciras. Jeder nahm das Seine. Der Journalist? Hören wir ihn: »Zunächst nahm man die Federhalter, Bleistifte und Tintenwischer, dann alles, was man bekommen konnte. Visconti—Venosta schob einen Briefbeschwerer in die Tasche, Revoil nahm ein Tintenfaß mit, Tattenbach einen Wandkalender, White zwei Papierständer, der Herzog von Almodovar seine Präsidenschaftsglocke. ICH ERBEUTETE Cassinis Bleistift und DEN LÖFFEL, MIT DEM DER SCHRIFTFÜHRER SEIN ZUCKERWASSER UMGERÜHRT HATTE.« Wahrlich, der Poet hatte bei der Teilung der Erde nicht »im Land der Träume' sich verweilet«! Federhalter und Tintenfässer — was sollte ein Journalist mit solch unpraktischen Gegenständen anfangen? Sieh da, ein silberner Löffel!

[Ein Duell]

*Sekundant.* Ja, es ist wahr.

»Budapest, 5. April. Im Fodorschen Fechtsaal hat hier heute früh um 8 Uhr ein Säbelduell zwischen Julius Leopold, Inhaber der bekannten Annoncenexpedition, und dem Annoncenbüro—Eigentümer Eugen Goldberger stattgefunden. Gleich beim ersten Angriff hat Julius Leopold seinem Gegner einen über die Stirn laufenden Kopfhieb versetzt, welcher von den Ärzten vernäht wurde. Julius Leopold blieb unverletzt.«

Die Ärzte sollen überdies eine dreimal gespaltene Nonpareillezeile konstatiert haben. Pistolenduelle zwischen Inseratenagenten sind ungefährlicher. Das Bulletin lautet dann in der Regel. — »Text durchschossen« oder »Alles fortlaufend«.

[Meinungsverschiedenheit]

*Schiedsrichter.*

'Arbeiter—Zeitung' 11.IV.: »Eine Aufführung der Meistersinger wie die letzte sollte an der Wiener	'Fremdenblatt' 11. IV.: »Dergleichen bekommt man nir- gends sonst in deutschen Landen zu
---	--

Hofoper doch nicht möglich sein ...  
Über dem Ganzen lagert stimmungs-  
lose Langeweile. Keine Spur von innerer  
Ergriffenheit, von Behagen an  
dem Humor des Werkes; überall nur  
das Bestreben, mit einer gerade  
nicht glänzend memorierten Aufga-  
be schnell fertig zu werden ... «

hören. Schalk hatte einen seiner feu-  
rigsten und glücklichsten Abende.  
Gesamteindruck: eine Musterauffüh-  
rung, wenn auch nicht extra ange-  
sagt. Daß unsere Hofoper mit sol-  
chen Wunderleistungen auswärts  
keine Reklame macht, mag vielleicht  
der Würde des Instituts entspre-  
chen; aber der Verein für Fremden-  
verkehr und Stadtinteressen sollte  
eine so wertvolle Handhabe für sei-  
ne Agitation schwunghafter nützen.«

[Der christlich—soziale Frühling]

*Größenwahnsinniger.* Was ist das?

»Es kam der junge Frühling über Nacht ...  
Der blaue Föhn frisch fegte rein das Land!  
Vom Winterschmutz. — Im Föhrenwald er lacht,  
Und tollte wie von Sinnen, und niederband  
Sein Hauch des Frostes Riesen: Darob erwacht  
Natur! Sie schmückt ein blühend, keusch Gewand —  
Markige Kraft, neu Leben sind entglommen.  
Grüß Gott, Freund Frühling! Tausendmal willkommen!«

Dann wird behauptet, daß »der feige Wurm, der frech an unsern heil'gen Güttern satt sich fraß und unterwühlte jeden Turm der Veste Christenheit, matt röchelt.«

»Dein frischer Lufthauch ist ihm Sturmesstöhnen,  
Dein freies Wort klingt ihm wie Donnerdröhnen!«

Aber der Feinde Wut lauert.

»Zertritt sie, kämpf mit scharfem Schwert, daß kracht  
Der Frevler Bau: Licht, Sieg, blüht aus der Nacht! — «

Ja, was hat sich denn ereignet? Nun denn, wir erfahren es schließlich:

»Wie Frühlingssturm fegt, reinigt! Bringt uns lichten  
Jungfrühling — MÖDLINGER BEZIRKSNACHRICHTEN!«

Es handelt sich also um die Gründung eines neuen »christlich—sozialen Organs für die Gerichtsbezirke Mödling, Ebreichsdorf und Liesing«. Wer sich bisher den jungen Frühling anders als in der Gestalt eines christlich—sozialen Provinzblattes gedacht hat, mag enttäuscht sein. Wenn nur das matte Röcheln des feigen Wurms, der die Veste Christenheit bisher unterwühlt hat, nicht schon bei der ersten Nummer verdächtig nach einem Schnarchen klingt! Hoffentlich aber wird der »blaue Föhn«, der über Mödling, Ebreichsdorf und Liesing hereinbrach, späterhin sich minder stürmisch gebärden und ruhig als Käsepapier verwenden lassen.

[Libretti]

*Kulissenschnüffler.* Girardi hat also in Czernowitz gastiert und bei dieser Gelegenheit den Wunderrabbi von Sadagora besucht. Und die Schmöcke veröffentlichen den folgenden Dialog:

»Ich habe Euch, mein Herr, empfangen, mache aber zur Bedingung, daß Ihr mich ja nicht aufs Theater bringt!« »  
Aber Herr Rabbi! So g'scheite Herrn, wie Euer Ehrwürden aner-  
san, dö spiel', i ja gar net, DÖ KOMMEN IN ANER OPERETT' NET VUR.«



Das letzte gesperrte Sätzchen ist in jenen liberalen Blättern unterschlagen, deren Theaterkritiker dem Konsortium der Librettowucherer angehören. So schmerzlich wollten sie sich gerade von dem einzigen Schauspieler, dem Ihre paralytischen Zumutungen die humoristische Deckung verdanken, nicht entblößen lassen ... Es wäre aber ungerecht, zu verschweigen, daß auch die liberale Theaterkritik hin und wieder ein Operettenlibretto schlecht findet. Im Referat über den neuinszenierten »Blaubart« z. B. schrieb der Herr von der 'Neuen Freien Presse', die Melodienfülle habe »die Hörerschaft auch über die Trivialitäten hinweggetragen, an denen Meilhacs und Halevys Libretto nicht arm ist«. Diese Objektivität ist umso bemerkenswerter, als der »Blaubart«—Text vielleicht das größte Meisterwerk der Operettenliteratur ist.

[Von Heine]

*Onkel Salomon.* Die 'Neue Freie Presse' geht in ihrer antisemitischen Gleichgültigkeit Heinrich Heine gegenüber — sie brachte bekanntlich eine dreißigzeilige Heine—Biographie — entschieden zu weit. Neulich erzählte sie, in Deutschland werde für ein Denkmal »in HAMBURG, HEINES GEBURTSSTADT«, gesammelt. Heiliger Karpeles!

[Aus meiner Sammlung]

*Sammler.* Herr Korngold: »'La charmante fille! Toujours riante, verdissante, pleine de gaité, d'esprit, d'amour ei délices <sup>1</sup>!' — so schwärmt bei Beaumarchais Figaro, der Bräutigam, von seinem Susannchen, nicht ohne ein bedauerndes 'MAIS SAGE' folgen zu lassen. Dieses 'ABER GESCHEIT!' MÖCHTEN AUCH WIR IN GEWISSEM SINNE HINZUFÜGEN, wenn wir die Susanne der Frau Gutheil—Schoeder mit den Worten Figaros rühmen. Sieht man von diesem BEISCHMACK VON ABSICHTLICHKEIT ab, so bleibt eine der besten Gestalten, die die Künstlerin geboten.« Der Leser: Une fille sage heißt: ein tugendhaftes Mädchen (in Wien etwa: solid). Natürlich ist nicht zu leugnen, daß die Tugend eines Mädchens oft einen Beischmack von Absichtlichkeit haben kann.

[Der frische Hamlet]

*Habitué.* Herr Kainz ist wieder aufgetreten. Das 'Extrablatt' meldet kurz, er habe »frisch und famos« gespielt. Was? Den Hamlet.

[Strindberg—Briefe]

*Literat.* In den nächsten Wochen wird ein neuer —Band », Novellen und Studien« erscheinen. Ein Kapitel »Über deutsche Dichter und Denker«, dessen Aushängebogen vor mir liegt, enthält Bemerkungen zur Schillerfeier, über Strindbergs Verhältnis zu Nietzsche, über Goethes Götze und Hauptmanns Geyer und schließlich über Otto Weininger. Der Nachruf »Idolatrie, Gynolatrie«, den Strindberg seinerzeit in der 'Fackel' veröffentlicht hat, ist hier aufgenommen. Ihm werden »Drei Briefe« vorangeschickt, die zum Teil auch in der 'Fackel' schon zitiert waren. Sie lauten:

An Otto Weininger, Wien: Herr Doktor, Schließlich — das Frauenproblem gelöst zu sehen, ist mir eine Erlösung, und so — nehmen Sie meine Verehrung und meinen Dank! (1. Juli 1903.) —

An den Übersetzer:

Dr. Otto Weininger in Wien hat mir Geschlecht und Charakter gesandt; ein furchtbares Buch, das aber wahrscheinlich das schwerste von allen Problemen gelöst hat. Er zitiert Gläubiger, er müßte Vater und Fräulein Julie kennen. Wollen Sie ihm die senden? Ich buchstabierte, aber er setzte zusammen. Voilà un homme! (21. Juli 1903.) —

1 'Das reizende Mädchen! Immer lachend, frisch, voller Fröhlichkeit, Geist, Liebe und Köstlichkeiten!

An den Übersetzer:

Bitte, übersetzen Sie Beiliegendes und senden Sie es an den Herausgeber der 'Fackel' nach Wien! Ich nehme es als eine heilige Pflicht gegen den Toten! (12. Oktober 1903)

[Marya Delvard und ihre Ratgeber]

*Scharfrichter.* Das 'Fremdenblatt' hat das Osterfest damit feierlich be-  
gangen, daß es Marya Delvard einige interessante Bekenntnisse zu entlocken  
gewußt hat. Marya Delvard hat es auf die guten Ratgeber abgesehen. Diesen  
handle es sich ausschließlich darum, einmal sagen zu dürfen: Ich hab's ihr ge-  
raten! »SIE werden«, meint die Durchschauerin, »desto größer, je kleiner sie  
UNS machen«. Wer sind nun die Ratgeber, die sich der Madame Delvard in den  
Weg gestellt haben? Als die »Elf Scharfrichter« in München gegründet wur-  
den, »da war ich«, erklärt sie, »inmitten der lärmenden Eitelkeit unserer klei-  
nen Republik die einzige Frau«. Und wiewohl Frau, jedenfalls das einzige  
nichtteitle Mitglied der »Elf Scharfrichter«. Der beste Beweis: sie zählt die gu-  
ten Ratgeber auf. Die folgenden Persönlichkeiten also wollten dadurch größer  
werden, daß sie der Madame Delvard Ratschläge gaben: Frank Wedekind. Er  
gab ihr den Rat, die Geschwitz in der »Büchse der Pandora« zu spielen. »Du  
brauchst nur dich selbst zu geben, wie du bist. Das ist genug.« Marya Delvard  
sprach dem Dichter die Rolle vor. Er hörte zu, schweigend. »Merk dir's, liebe  
Marya, wenn sich das Publikum räuspert, muß man schneller sprechen. Das  
Publikum ist ungeduldig, wenn es sich räuspert ... Man darf seine Geduld  
nicht länger auf die Probe stellen.« Verdammt! Wieder ein guter Ratschlag.  
Dann Lenbach. Welchen Rat gibt er? Er lädt sie öfter in sein Atelier. »Diese  
Einladungen erfolgten wenige Wochen vor dem Schlaganfall, der ihn bis zum  
Tode lähmte.« »Er dachte daran, mich zu malen, und deutete diesen Wunsch  
an, erwartete aber, daß ich selbst das erste Wort spreche ... Aber ich habe ihn  
nicht gebeten, mich zu malen. Das Bitten ist mir immer schwer geworden.«  
Das mag eine interessante Spannung zwischen den beiden Persönlichkeiten  
gegeben haben. Der Künstler, der den Wunsch, zu malen, bloß andeutet, und  
die Künstlerin, die den Wunsch, zu sitzen, bloß andeutet. Zwei, die nicht bit-  
ten können. Und so bleibt das berühmteste Lenbach—Porträt ungemalt. Aber  
mit welchem Ratschlag hat sich der Meister schließlich doch eingefunden? Er  
sagte: »Delvard, das ist nichts für Sie, jeden Abend unter diesen jungen Leu-  
ten vor gedeckten Tischen zu singen. Kommen Sie zu uns ins Künstlerhaus.«  
Ein Schlaumeier! Natürlich wäre er groß dagestanden, wenn er es erreicht  
hätte, daß Madame Delvard einmal im Künstlerhaus sang. Man darf aber die  
guten Ratgeber nicht schelten. »Sie handeln«, sagt Madame Delvard ent-  
schuldigung, »fast immer aus Egoismus; denn man hört aus ihren Ratschlägen  
fast ausnahmslos ihre eigenen Wünsche, ja fast die Geschichte ihres Lebens«. Das  
bezieht sich schon auf jene beiden Ratgeberinnen, die sich, wie man  
gleich erfahren wird, in unverkennbarer Absicht an Marya Delvard ange-  
schmissen haben. »in Mannheim«, erzählt sie, »stieg ich durch Zufall in dem  
Hotel ab, in welchem bereits Sarah Bernhardt wohnte. Wir hatten beide ein  
Gastspiel abzubüßen. Sie empfing mich abends sehr herzlich und wir plauder-  
ten, während sie ihr Nacht Mahl nahm: Eier, ihre einzige Nahrung. Sie interes-  
sierte sich für meine künstlerischen Leistungen. 'Vor allem aber werden Sie  
nicht dicker! Bleiben Sie mager!'. Und sie fügte hinzu: 'Kommen Sie nach Pa-  
ris! Dort werden Sie den Ruhm und die Künstlerweihe finden.'<« Sarah Bern-  
hardt spekulierte also in offensichtlicher Weise darauf, sich in Frankreich  
durch die Einführung der Marya Delvard einen Namen zu machen. Aber dazu  
gibt sich eine Marya Delvard nicht her. In Hamburg sieht sie eine gewisse

Yvette Guilbert, die »durch die Nase wie ein Pariser Straßenmädel spricht«. »Als sie mich abends singen gehört hatte, sagte sie zu mir: Ach, liebe Frau Delvard, wenn ich so gut deutsch könnte wie Sie und WENN ICH SINGEN KÖNNTE WIE SIE! Gehen Sie doch nach Berlin! ... « Natürlich, die fürchtet wieder in Paris die Konkurrenz der Delvard. So gehts immer. Aber die Delvard blieb standhaft. Sie ist weder zur Bühne gegangen noch im Künstlerhaus aufgetreten, weder nach Paris noch nach Berlin übersiedelt. Die Wedekind, Lenbach, Sarah Bernhardt und Yvette Guilbert, sie alle, deren Selbstsucht die Pfade der Madame Delvard kreuzen wollte, haben das Nachsehen. Und das ist recht so. Es ist der Trick aller, die selbst keine Persönlichkeit sind, sich durch eine Verbindung mit berühmten Namen Reklame zu machen.

[Ein Gutgesinnter etc.]

*Gutgesinnter.* Mit einem Brief sei dies Heft auch geschlossen. Audiatur etc. Aus Wien (Poststempel II. Bezirk) geht mir die folgende anonyme Karte zu, bei deren Lektüre sich die richtige Betonung von selbst einstellen wird:

»Euer Wohlgeboren!

Wer sind Sie eigentlich, daß Sie der Welt Lehren geben wollen? Sie sagen, daß Paul Goldmann ein Esel ist, und ich sage, daß er mehr als Sie versteht. Sie sagen, daß Heine kein Dichter war, und ich sage, daß, wenn man bloß die »Harzreise« liest, man mehr Poesie genießt, als im ganzen Liliencron. Dabei ist doch die Harzreise bloß Prosa! Sie sagen, wenn Goethe so in westöstlichen oder ostwestlichen Divan etwas geschrieben hat, es heilig ist, und ich sage: es kann Goethe was geschrieben haben, was durchaus falsch ist und Goldmann oder Sonnenschein kann eher Recht haben als Goethe. Wo ist der Gradmesser, der mir sagt, daß Sie recht haben und nicht ich oder X. Y. Z.? Sie schreiben recht haben mit großem R und ich schreibe recht haben mit kleinem r. Wer hat Recht oder wer hat recht?« —

Derselbe Goldmann—Verehrer, der an der nicht ganz einwandfreien Gesinnung Goethes in der Affäre Hilsner Anstoß zu nehmen scheint, tadelte mich auf einer andern Karte, weil ich in der Sache Beer hohe Gerichtsfunktionäre angriff, von denen zur Zeit »sehr viel abhängig ist«. Er erklärte dies näher: »Ich bin fest überzeugt, daß Leopold Hilsner vollständig unschuldig ist ...« Ja, daß ich das nicht bedacht habe, als ich über den Selbstmord der Frau Laura Beer schrieb!

---

Für die vielen Beweise freundlicher Gesinnung, die er zur 200. Nummer der 'Fackel' empfangen hat, dankt der Herausgeber verbindlichst.

---

**Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.  
Druck von Iahoda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.**